



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verwilderung ein allgemeines Zeichen der Zeit liegt. Nur auf solchen Grundlagen läßt sich unser Fall erklären.

Nach über die Ursachen dieses Zustandes ist schon genug geschrieben worden. Wir wollen hier nur darauf hinweisen, daß unsre Jugend schon zu viel weiß, daß sie durch das Lesen der Tagesblätter, die ihnen zu wenig vorenthalten werden, über Dinge und Vorkommnisse unterrichtet wird, die ihnen noch entrückt und verborgen bleiben sollten, daß auch der frühzeitige, an keine Schranken gebundene Verkehr mit Erwachsenen sie vieles hören und sehen läßt, was ihrem Auge und Ohr noch ebenso verborgen bleiben sollte. Was die Schule in ihren vier Wänden Gutes stiftet, das verderben wieder Haus und Straße. Am schlimmsten steht es immer in den Familien, wo beide Eltern den Tag über auf Arbeit gehen und die Kinder in der schulfreien Zeit sich selbst überlassen sind. Hier fehlt der sittliche Einfluß der Familie so gut wie ganz, und das macht sich besonders fühlbar in dem Mangel an Gemütsbildung, der sich in dem hier geschilderten Falle aufs schrecklichste offenbart.

Wenn sich die Jugend zu solchen Thaten versteigt, so sind wir in der That berechtigt zu der beklemmenden Frage: Wo soll das hinaus?



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Immunität. Der Begriff der Unverantwortlichkeit und Unverletzbarkeit der Abgeordneten hat in verschiedenen Ländern verschiedene Ausdehnung. Daß ein Mitglied eines Parlaments für das, was es in dieser Eigenschaft spricht, nicht gerichtlich belangt werden kann, steht überall fest; während sich aber z. B. in Frankreich und Ungarn kein Abgeordneter weigert, für persönliche Beleidigungen Genugthuung zu geben (und in Ungarn solche Angelegenheiten ernster behandelt zu werden scheinen, als in Frankreich, wo die Zweikämpfe meistens Spiegelfechtereie bleiben), wehrt man sich merkwürdigerweise in Deutschland, auf dessen Hochschulen, wie erst unlängst in diesem Blatte geschildert wurde, das Duelliren förmlich gezüchtet wird, vielfach mit Entschiedenheit gegen die Einführung jenes Gebrauches. Da bereitete denn die telegraphische Nachricht große Befriedigung, daß in Budapest eine Versammlung von Abgeordneten aller Parteien erklärt habe, ein Mitglied, das beleidigende Äußerungen über ein in Fiume stehendes Regiment gethan hatte, brauche die Herausforderung eines vom Regiment dazu bestimmten Offiziers nicht anzunehmen. Eine Wiener Zeitung rief in ihrer Herzensfreude aus: „Was sollte auch aus der Abgeordnetenimmunität werden, wenn zwar kein Staatsanwalt und kein Gericht das

Recht hätte, den Abgeordneten wegen seiner in Ausübung des Mandats gemachten Äußerungen zur Rechenschaft zu ziehen, wohl aber jeder Offizier ihm deswegen seine Zeugen schicken könnte!" Zugleich plauderte das Blatt eine erbauliche Geschichte aus. Im vergangenen Jahre hatte ein österreichischer Abgeordneter einem Offizier Pflichtvergessenheit vorgeworfen, und zwar, wie aus der Erzählung hervorgeht, grundlos. Der Oberst trat für die Ehre seines Regiments ein, die Zeugen des Abgeordneten aber erklärten, die beleidigenden Worte seien von dem Redner nicht gebraucht, sondern ihm nur von den Zeitungen in den Mund gelegt worden, obgleich die Zeitungen die Rede „vollkommen sinnetreu wiedergegeben hatten.“ In der That höchst merkwürdig. Worüber soll man mehr staunen, über den Abgeordneten, der, anstatt ehrlich einzugestehen, daß er schlecht unterrichtet war, seine Worte ableugnet, über die Kollegen, die ihm dabei als Eideshelfer dienen, oder über die Nachsicht des Offizierkorps, eine solche Ausrede gelten zu lassen? Und zu allem Unglück kommt noch heraus, daß der Telegraph ungenau berichtet hat. Die ungarischen Abgeordneten haben keineswegs überhaupt die Pflicht in Abrede gestellt, einem Beleidigten Rede zu stehen, sondern nur in diesem besondern Falle, weil der Redner die Angabe eines Polizeibeamten in Fiume wiederholt hatte. Auf diesen wird mithin die Verantwortlichkeit gewälzt, und das giebt der Sache ein ganz andres Gesicht. In der That ist das Verhältnis ganz einfach. Kann ein Abgeordneter das, was er gesagt hat beweisen, so wird kein vernünftiger Mensch ihm zumuten, sich auf die Mensur zu stellen. Umgekehrt aber darf man jene Zeitung fragen: Was sollte aus der persönlichen und der Amtsehre werden, wenn jeder Abgeordnete das Recht hätte, ungestraft leichtfertige Anschuldigungen zu erheben, die von Tausenden von Zeitungen durch die ganze Welt verbreitet werden, wogegen es ganz unsicher bleibt, ob eine Berichtigung ebenso bekannt werden würde, und das semper aliquid haeret auch dann in Kraft bliebe! Wir kennen jetzt lange genug aus eigener Erfahrung das Parlamentswesen, um endlich mit den kindlichen Vorstellungen davon aufzuräumen. Andern die Ehre abzuschneiden, gehört nicht zur Ausübung des Mandats, wenn es auch wohl in keinem Parlament an Leuten fehlt, die das zu ihren „Prärogativen“ zählen. Und eben solchen gegenüber kann es nur von Nutzen sein, wenn sie entweder für ihre Worte einstehen oder sich der allgemeinen Verachtung aussetzen müssen. Das sollte jeder einsehen, der die Würde der Volksvertretung gewahrt zu sehen wünscht.

Noch ein Blick auf das Grimmsche Wörterbuch. Der Freund des Grimmschen Wörterbuchs hat in der letzten Zeit an dem rascheren Erscheinen der gelben Hefte seine Freude haben können. Denn in den seit dem Beginn des Jahres 1890 verfloßenen 1½ Jahren sind nicht weniger als acht Lieferungen ausgegeben worden, und zwar drei von M. Heyne bearbeitet, drei von M. v. Leyer, eine von H. Hildebrand und Dr. Kant und eine von E. Wülcker. Dabei ist zweierlei besonders erfreulich, zunächst, daß wieder ein Heft ausgegeben ist, auf dem der Name Hildebrand steht. Man hatte sich in weiteren Kreisen schon darauf gefaßt gemacht, daß das in dem Worte genug abbrechende siebente Heft des vierten Bandes den Abschluß von Hildebrands unmittelbarer Arbeit am deutschen Wörterbuche bezeichnen würde; denn es war im Anfange des Jahres 1886 erschienen, und bis zur Ausgabe des achten Heftes vergingen volle fünf Jahre. Daß Hildebrand durch Krankheit an strenger Arbeit für das Wörterbuch gehindert war, wußten die meisten außerhalb Leipzigs wohnenden Freunde des Wörterbuchs nicht. Man sah wohl, so oft man das letzte Hildebrandsche Heft in die Hand nahm, mit gemischter

Empfindung auf das schließende Wort genug und sagte sich: Genug fürwahr hat Meister Hildebrand für das Wörterbuch geleistet, sodaß er mit Ehren die Hand zurückziehen könnte; wenn man aber jene Fülle der Gelehrsamkeit ermaß, die in der Hildebrandschen Arbeit oft überwältigend hervortritt, wenn man der fein und sinnvoll gliedernden Begriffsentwicklung folgte, die sich z. B. in dem einzigen auf 54 großen Druckspalten behandelten Worte Genie zeigt, dann mußte man es tief bedauern, daß dieses Wissen und diese Kunst ferner nicht mehr dem großen Werke zu gute kommen sollte, und im Widerspruch zu dem Schlusse jener Lieferung sagte man bedauernd und verlangend: Noch lange nicht genug! Um so lieber liest man jetzt wieder Hildebrands Namen auf der neuen bis zu dem Worte Geriesel reichenden Lieferung, und man hofft, daß der jüngere Gelehrte, der zur Unterstützung des bejahrten Meisters gewonnen worden ist, von diesem noch recht lange beraten sein und überhaupt in seinem Geiste fortarbeiten wird.

Eine zweite Befriedigung und Genugthuung hat der deutschgesinnte Leser (man lächle nicht über diesen nach dem siebzehnten Jahrhundert schmeckenden Ausdruck!) über die vierte vor kurzem erschienene Lieferung des zwölften Bandes (verhöhnern bis verleihen). Während nämlich die erste und zweite Lieferung in auffälligster und das deutsche Gefühl geradezu verletzender Weise die Schriften Heines, Gutzkows und Börnes, bei der Auswahl der Belegstellen bevorzugten, auch ohne Not gar viel aus Auerbach, Spielhagen und P. Heyse beibrachten, ist dieser Überschwang des teilweise lästigen schon in der dritten Lieferung etwas eingedämmt und in der vierten noch mehr gewichen. Es ist ja hierbei gleichgiltig, ob der Bearbeiter, E. Wülcker, selber das Unangemessene in seiner früheren Auswahl von Belegstellen gefühlt hat oder von anderer Seite auf diesen Übelstand in seiner Arbeit aufmerksam gemacht worden ist. Übergroße Berücksichtigung Heines zeigte sich übrigens schon bei einem andern Fortsetzer des Grimmschen Wörterbuches, nämlich bei M. Heyne, auch hat der Schreiber dieser Zeilen schon seit dem Jahre 1881 wiederholt seine Stimme dagegen erhoben, freilich zunächst nur mit dem Erfolge, daß er wegen Ansehung der vielen zum Teil ziemlich inhaltlosen Stellen aus Heine als Antisemit verkehrt wurde. Mit weiterem Einspruche auch gegen E. Wülcker hat er zurückgehalten, weil es ihm schwer wurde, an dem großen, schönen Werke Mängel hervorzuheben, und weil er von einem weiteren Kreise von Lesern ein Mißverständnis seiner Worte befürchtete, überdies bei Wülcker erwartete, daß seine Ausstellungen nicht berücksichtigt werden würden. Hätte er geahnt, daß E. Wülcker in Bezug auf die Wahl seiner Belege so viel Belehrbarkeit besitzt, wie sich bei Vergleichung seiner neuesten Lieferung mit den beiden ersten herausstellt, so würde er schon vor einigen Jahren ernstlich und öffentlich seine Stimme erhoben haben, und brauchte sich darum jetzt nicht dieser Veräumnis anzuklagen. Es versteht sich dabei ganz von selbst, daß kein Verständiger von vornherein die Berücksichtigung Heines im deutschen Wörterbuche tadeln wird, auch bei Hildebrand finden sich ja in jeder Lieferung des Buchstabens G einige Belege aus Heine; auch eine grundsätzliche Übergehung P. Heyses wäre nicht gutzuheißen, wenn man auch mit dem dritten Teile der aus ihm gebrachten Belege zufrieden sein und vollends die Anführungen Spielhagens gern auf einen noch weit geringern Bruchteil des gebotenen beschränkt zu sehen wünschte. Doch es handelt sich zunächst nur um die augenfällige Bevorzugung Heines, die dieser schon nach der sprachlichen Seite hin nicht verdient, deren es aber vollends bei seiner vaterlandslosen Gemeinheit unwürdig ist. Dem Unfuge, den bald schänden, bald groben und nicht selten unflätigen Verhöhnern des Deutschtums und Preußentums durch ein öffentliches Denkmal am Erz oder

Marmor zu ehren, ist vor ein paar Jahren — leider erst durch die Staatsbehörde! — geweiht worden, und nun sollte in einem großen vaterländischen Werke, das von seinem Begründer ausdrücklich auch zur Weckung und Erhaltung deutscher Gesinnung bestimmt worden ist, Heine durch überreichliche und geflüsterte Anführung seiner Schriften ein Denkmal erhalten, dessen Bedeutung und voraussichtliche Dauer weit über die eines ehernen hinausgehen würden!

Den erhobenen Tadel in eingehender Weise zu begründen, müßte man die ersten Hefte von Wülkers Arbeit Seite für Seite durchgehen; wir begnügen uns hier mit der Heraushebung weniger Beispiele. Auf Spalte 19 wird Vater etwas steif und wenig treffend als „Vorsteher von nicht staatlichen Einigungen“ angegeben, während für die gemeinten Fälle doch Vater einfach die ehrende und zugleich kindlich zutrauliche Bezeichnung älterer oder führender Männer ist, gleichviel ob sie eine staatliche oder „nicht staatliche Einigung“ leiten. Denn sprachlich stehen Vater Blücher und Vater Jahn auf derselben Stufe, und der erste erwarb sich das ehrende Beinwort doch wohl an der Spitze einer ganz entschiedenen „staatlichen Vereinigung,“ mag man dabei an ein Husarenregiment oder an die schlesische Armee denken. Doch das ist Nebensache; entschieden verbrießen aber muß das aus Heine zu Vater Jahn gegebene Beispiel: „der Vater Jahn führte eine Mistgabel, womit er auf den Korzen zustach.“ Wozu dieses alberne und höhrende Beispiel? Der Vater Jahn war derb und zuweilen ungeschliffen, und wer ihm den Dreischlegel als Waffe beilegte, würde ihm nicht groß Unrecht thun; aber er führte keine Mistgabel, d. h. er focht nicht mit schmutzigen Waffen, viel eher könnte man behaupten, daß Heine oftmals mit schmutziger und übelriechender Mistgabel nach seinen Gegnern gestochen habe, z. B. in den Bädern von Lucca nach Platen und so manchemal gegen manchen andern. Unter Vaterland finden wir Spalte 28 folgende hohle Redensart Heines verewigt: „Als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.“ Ja wer Heines innige Vaterlandsliebe nicht besser kannte! Schon vor zwanzig Jahren hat R. Gödeke in seiner Vitteraturgeschichte darüber sein strenges und scharfes, aber durchaus gerechtes Urteil abgegeben. Auf derselben Spalte 28 steht als weiterer Beleg für das Wort Vaterland der Heiniſche Satz: „Die Franzosen lieben ihr Vaterland; alle edeln Herzen des europäischen Vaterlandes verachten seine kleinen Henker.“ Wozu, fragen wir, diese verwaschene Ausdrucksweise mit dem großspurigen und im Grunde recht inhaltleeren Hinweis auf das „europäische Vaterland“? Und lieben etwa bloß die Franzosen ihr Vaterland, die Deutschen nicht? Ja. Grimm war bekanntlich kein Franzosenfresser, aber solchen Satz aus Heine hätte er schwerlich in sein Wörterbuch aufgenommen, viel eher Schillers bekannte Verse aus dem Wallenstein:

Der Österreicher hat ein Vaterland,
Und liebt's, und hat auch Ursach es zu lieben!

Weiter mißfällt in Spalte 29 die aus Heine beigebrachte Stelle: „Jene Erklärung der Menschenrechte stammt aus dem Himmel, dem ewigen Vaterland der Vernunft.“ Dieser verhimmelnde Preis der Erklärung der Menschenrechte (vom August 1789) muß insofern für uns verlegend wirken, als in ihm doch der Gedanke liegt, daß der Weg zum Himmel, dem „ewigen Vaterland der Vernunft,“ von Frankreich aus etwas näher sei als anderswoher und insbesondere als von Deutschland. Unter Vaterlandsliebe findet man sechs Beispiele, nämlich je eins aus Klopstock, Herder, Klinge und Hebel, und zwei — aus Heine, und was für Beispiele! Das erste lautet: „Schulden ebenso wie Vaterlandsliebe, Religion, Ehre u. s. w. gehören zwar

zu den Vorzügen des Menschen!" und unmittelbar darauf das zweite: „Man hat die Vaterlandsliebe zu fördern gewußt, und es gab einen preussischen Liberalismus.“ Welch ödes geist- und herzloses Gewäsch, das sich dabei mit seinen Späßen den Schein des überlegenen Witzes giebt und sich mit seinen unklaren Anspielungen besonders geistvoll und tief erhebet! Solche unerfreuliche Beispiele aus Heine, auch aus Börne oder recht überflüssige von Gutzkow und Spielhagen nebst manchem wenig besagenden F. Heyse finden wir in den zwei ersten Lieferungen des zwölften Bandes fast auf jeder Seite. Doch wir wollten ja nicht tadeln, sondern uns freuen, daß schon mit der dritten Lieferung und mehr noch in der vierten die unnützen und unerfreulichen Belege seltener werden, und daß so das vierte Heft des Bandes entschieden an Deutschheit, Geist und damit überhaupt an Wert gewonnen hat. Diese vierte Lieferung enthält etwa ein Viertelhundert Belege aus Heine, auch unter diesen könnte man noch manchen rasch durch geeignetere ersetzen, auch Gutzkow und Auerbach würden ohne Schaden für das große Werk mehr zurückgedrängt werden können; aber die Besserung in der Auswahl ist unverkennbar. Hoffentlich hält sie an. Der Wunsch nach Verringerung heinischer Stellen muß übrigens auch gegenüber der in den letzten Tagen ausgegebenen, von M. v. Leyer bearbeiteten dritten Lieferung des elften Bandes ausgesprochen werden. G

Theaterkritik und Publikum. Die Ansicht, daß alles einen Zweck haben müsse, will bei einem Blick auf den Zustand unsrer landläufigen Theaterkritik recht altväterisch erscheinen, wenigstens soweit man ihren Zweck in einer belehrenden Wirkung sucht. Die große Mehrzahl unsrer gefeierten und weniger gefeierten Kritiker steht längst auf einem ganz andern Standpunkt und hat, ausgehend von dem Bestreben, die Besprechung eines Theaterstückes zu einem kleinen Kunstwerk an sich zu gestalten, in selbstherrlicher Art aus der Kritik einen bequemen Tummelplatz ihrer angenehmen Kunst zu unterhalten und zu plaudern gemacht, für die unsre arme deutsche Sprache keinen Ausdruck hat, und die man daher mit dem schönen Worte „feuilletonistisch“ zu bezeichnen liebt. Dieses Wort hat wie so viele andre von gleicher Herkunft, die sich bei uns eingebürgert haben, den Vorzug, alles mögliche und eigentlich nichts zu bedeuten, und deshalb ist es der Denkfaulheit, die den eigentlichen Begriff zu suchen scheut, besonders willkommen. Gerade dieses Wort aber kennzeichnet die deutsche Eitelkeit, sich mit bunten, fremden Flicken zu spreizen, besonders scharf, ebenso wie die Thätigkeit, die sich damit deckt. Der Feuilletonist, so recht eine Ausgeburt der neuesten Zeit, der Plauderer unter dem Strich, ist eigentlich alles, er ist Staatsmann, Volkswirt und Jurist, neuerdings auch Arzt, er ist Feinschmecker, Kenner in Kunst und Wissenschaft, und besonders alles dessen kundig, was „modern“ heißt, aber er ist nichts ganz, nichts ernsthaft. Er ist ein schillernder Schmetterling, der an allen Blüten, die übel riechenden nicht ausgeschlossen, saugt und die Ernte seiner flatternden Reise den bewundernden Lesern mitteilt. Vielseitig bis zur Allwissenheit, geschmeidig bis zur Rückgratlosigkeit, am liebsten aber kosmopolitischer Schwärmer, kurz das Vorbild des vollendeten Weltmannes. Eine wesentliche Seite seines Charakters aber ist es, daß er vor allem den Ernst wie den Tod aller Unterhaltung meidet und nie das Lächeln um die honigtriefenden Lippen verliert. Unter der Schar dieser schriftstellersnden Salonhelden wurde es natürlich dem Theaterkritiker unbehaglich, und eingedenk des „Feiter ist die Kunst“ schlug er sich flugs auch das gallische Nöcklein um die deutschen Lenden, schürzte es anmutig und trippelte im wiegenden Tanzschritt hinter den „Feuilletonisten“ drein. Gar mancher alte, biedere Akademiker, der bisher

das kritische Szepter mit Anstand und Würde geführt hatte, blickte verwundert auf diese Springinsfeld und lachte aus vollem Halse. Als aber ihnen, den neuen, die Menge Beifall schenkte, besann auch er sich wohl eines Bessern und versuchte mit seinen altersschwachen Knochen, was den gelenkigen Jungen so leicht gelang. Und so ist sie denn siegreiche Mode geworden, die Theaterkritik im Tanzschritt, die Plauderei in der traulichen Ecke über die Unterhaltungsanstalt, Theater genannt.

Wir haben neulich hier über Drama und Publikum gesprochen und dem Publikum die Verantwortung für den verwahrlosten Zustand unsrer Schaubühne zugeschoben, aber nicht alle Verantwortung. Denn ein großer Teil fällt auf die Schultern der Kritik. Die vorwiegenden Merkmale der modischen Theaterkritik haben wir gekennzeichnet. Sie ist keine steife Lehrmeisterin mehr, Lessings zopfige Dramaturgie mit ihrem gelehrten Aussehen ist längst in die Ecke geworfen, sie ist Selbstzweck geworden. Wenn sie auch nebenbei den Leser belehrt, so ist das doch nur ein Anhängsel aus der alten Zeit, sie soll dem Geiste des Verfassers Gelegenheit bieten, sich in bunten Farben zu spiegeln, vor allem aber soll sie unterhalten.

Über die Leistungen einer Anstalt, die nur auf einem wenig höhern Boden steht als der Ballsaal, will man am nächsten Tage nicht gelehrte Ausführungen lesen. Die Kritik soll nichts mehr bieten, als einen dem eignen Eindruck entsprechenden, mehr oder weniger freundlichen Nachhall, der die einmal angeregten Saiten noch einmal nachschwingen läßt. Eine Besprechung, die andre Saiten rührt, wird leicht unbequem und stört die angenehme Empfindung des Genossenen, die wir als eine Art Kunstduffel bezeichnen möchten. Die Tagespresse, der eigentliche Hort der Theaterkritik aber, die sich in dem stolzen Bewußtsein brüstet, die Mutter der öffentlichen Meinung zu sein, hat sich mit einer leider nicht überraschenden Zündigkeit wieder einmal in den Dienst der öffentlichen Meinung gestellt und entspricht dem dringenden Bedürfnis des Geschmacks mit rührender „Selbstlosigkeit.“ Natürlich giebt es auch hier rühmliche Ausnahmen, und es bedarf nicht der Erwähnung, daß wir immer nur die angeblich maßgebende Mehrheit im Auge haben. Eine solche Kritik beginnt, wenn sie nicht bei dem Wetter oder bei dem neuen Kleide der jugendlichen Liebhaberin vielversprechend einsetzt, mit Vorliebe bei dem Titel und ergeht sich nun schillernd über die Gedanken, die dieser anregt, um dann damit zu enden, daß das Stück leider gerade diese Fragen nicht erörtere, wobei dann der Kritikus in dem Lichte eines tiefen Denkers, der Dichter aber als ein trauriger Wicht erscheint. Oder es wird auch auf das Stück selbst eingegangen, aber nur äußerlich, um auf Kosten des Dichters sein eignes Licht leuchten zu lassen. Ganz abgesehen davon, daß diese Art der Kritik für den Dichter völlig wertlos ist, ihn eher schädigt als fördert — und es ist ein berechtigter Vorwurf, der gegen die jetzt übliche Weise der Beurteilung erhoben wird, daß sie auf die Gedanken des Dichters zu wenig oder gar nicht eingehe —, ist sie auch für das Publikum, für die Bildung des Geschmacks und des Verständnisses völlig wertlos. Diese Art der Kritik in ihrer Selbstgefälligkeit trägt nicht zum wenigsten die Schuld daran, daß die Schätzung der Bühne in neuester Zeit immer mehr sinkt, und daß man an sie keine andern Anforderungen stellt, als die der Unterhaltung. So arbeiten sich Unverstand und Oberflächlichkeit der Menge und Gewissenlosigkeit und Mangel an Beruf auf seiten der Kritiker mit traurigem Eifer in die Hände.

Es liegt etwas Kennzeichnendes für unsre Zeit in diesem, man kann es nicht anders bezeichnen, Übergreifen des Kritikers in das Gebiet des selbständig schaffenden Dichters, mag er nun auf seinem eignen Acker fremde Früchte bauen oder ganz abseits auf fernem Pfaden wandeln, ein Hinausstreben über die durch die

Sache selbst gegebenen Grenzen, das sich auf den verschiedensten Gebieten beobachten läßt. Das Berechtigte einer formenschönen, in sich gegliederten und darum gefälligen Kritik soll deswegen nicht verkannt werden; die Kritik soll und darf an sich fesseln und anregen, immer aber nur auf Grund des Gegenstandes, dem sie dient. Denn eine dienende Magd wird sie immer bleiben und bleiben müssen, wenn sie ihren Zweck ganz erreichen will. Faßt man aber die Aufgabe der Theaterkritik als eine dienende, so ergibt sich nach den drei Gesichtspunkten: Dichter, Darsteller und Zuschauer ganz von selbst eine natürliche Gliederung, über deren Grenzen der Beurteiler bei aller Anstrengung seines Scharffinnes, anziehende Abwechslung zu bieten, nicht hinauskommen wird, ohne sich in seiner Wirkung selbst aufs schwerste zu schädigen. Thatsächlich bieten auch die drei genannten Gesichtspunkte, wenn man sie in sich wieder teilt, etwa nach den Fragen: Was wollte der Dichter, was hat er dargestellt, was seine Darstellung berechtigt, was verlangte der Dichter von dem Darsteller, was gab dieser u. s. w. eine solche Fülle anregender Fragen, daß es des selbstgefälligen Ausframens fern liegender eigner Gedanken und Gedankenstriche wahrlich nicht bedarf, um ein anziehendes Werkchen zu liefern, das einer belehrenden und aufklärenden Wirkung sicher sein darf. Diese Darlegungen erscheinen so naheliegend und selbstverständlich, daß man sie leicht für überflüssig halten möchte. Und doch würde eine eingehende Beschäftigung mit der Masse von Kritiken, die täglich auf den Markt gebracht werden, um schnell vergessen zu werden, das Gegenteil erweisen. Wir wenigstens können einen wenn auch nur flüchtigen Hinweis auf die eigentlichen Aufgaben der Kritik nicht für zwecklos halten in einer Zeit, wo die durch die leidige Verwöhnung eines heißhungrigen Publikums zur Pflicht gewordene Schnelligkeit der Arbeit wie die Verseuchung unsrer litterarischen Thätigkeit durch den „Fenilletonismus“ die einfachsten Grundlagen der kritischen Thätigkeit oft ganz in Vergessenheit gebracht hat. Zur Vertiefung des litterarischen Urtheiles hat die Fesselung der Theaterkritik an die Tagespresse ebenso wenig beigetragen wie zur Erhöhung ihrer Wertschätzung. Leider ist die Mehrzahl der neuesten Bühnenerzeugnisse so beschaffen, daß sie selbst dem schnellfertigen Urteil wenig Widerstand entgegensetzen; aber auch manches tiefer angelegte Werk hat unter der Gewohnheit, nach einmaliger Aufführung in der Zeit von vierundzwanzig Stunden ein Drama öffentlich abzuurteilen, empfindlich zu leiden. Es eröffnen sich hier mancherlei Fragen, die dem Urteil des Einzelnen überlassen bleiben mögen. Es muß genügen, nachdem wir die Stellung des Publikums zum Theater besprochen haben, auch die Kritik an ihre Pflichten zu erinnern, als deren erste neben rücksichtsloser Unbefangenheit in persönlichen Fragen aller Art gegen das Publikum wie gegen den Dichter und den Darsteller, Achtung vor den ernstesten Aufgaben des Theaters als einer Anstalt der künstlerischen und sittlichen Bildung zu gelten hat.

£ £

